



Tom Wolf

PURPURROT

Tödliche Passion

PREUSSENKRIMI

berlin.krimi.verlag



Tom Wolf

PURPURROT

Tödliche Passion

PREUSSENKRIMI



bestin_krimi.verlag

Tom Wolf

Purpurrot

Tödliche Passion

@book im
be.bra verlag

Die Personen und Handlungen dieses Romans sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit tatsächlichem Geschehen sind zufällig und nicht beabsichtigt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos, in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

ebook im be.bra verlag, 2012

© der Originalausgabe:

berlin.krimi.verlag im be.bra verlag GmbH

Berlin-Brandenburg, 2002

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Gabriele Dietz, Berlin

Umschlag: Hauke Sturm, Berlin, unter Verwendung eines Gemäldes von Karl Albert Baur, »Besuch Friedrichs des Großen im Hause von der Leyen«, 1901, bpk Berlin

Gestaltung: Magde Blues, Berlin

ISBN 978-3-8393-6110-8 (epub)

ISBN 978-3-8393-6111-5 (pdf)

ISBN 978-3-89809-013-1 (print)

www.bebraverlag.de

FÜR VINCE

Verzeichnis der historischen Personen und *fiktiven* Hauptakteure

Kursiv gesetzte Personen sind historisch nicht belegt.

Beeren, Adrian Graf von – Schwiegersohn Honoré Langustiers

Beeren, Marie Gräfin von – Tochter Honoré Langustiers

Beeren, Honoré und Heloise von – Enkel Honoré Langustiers

Cocceji, Barbara geb. da Campanini – Tänzerin an der Berliner Oper,
»la Barberina«

Cocceji, Karl Ludwig von – Ehemann der »Barberina«

Cochois, Mireille – »Bewohnerin« der Purpur-Glocke

Eller, Johann Theodor – Direktor der Charité

Euler, Leonhard – Mathematiker

Fredersdorf, Michael Gabriel – Geheim-Kämmerer Friedrich II.

Friedrich II. – »der Große«; König »in« (später, 1772, auch offiziell
»von«) Preußen

*Diercke, Ferdinand Albrecht von – Capitain des zweiten Bataillons
Garde, Kriegsheld der Schlacht von Kesselsdorf*

Graevenitz, Johann Wilhelm – Müller und Nachbar Friedrichs II. in
Sanssouci

Gotter, Carl Gustav Graf von – Ober-Hof-Marschall Friedrichs II.

*Hattstein, Georg Casimir Graf von – Direktor der Preußisch-
Asiatischen Seehandlung*

Joyard, Emile – Erster Hofküchenmeister Friedrichs II.

La Mettrie, Julien Offray de – französischer Arzt und Philosoph;

Kammerherr, Vorleser und nomineller Leibarzt Friedrichs II.

Langustier, Honoré – Zweiter Hofküchenmeister Friedrichs II.

Maupertuis, Pierre Louis Moreau de – Mathematiker, Präsident der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, Direktor der Physikalischen Klasse derselben

Mustapha Aga – Abgesandter des türkischen Sultans

Myers, Madame – Wirtin der Purpur-Glocke

Nevin, Glass – Kapitän zur See im Auftrag der Preußischen Seehandlung

Bastian, Abbé – Domherr in Breslau, Vorleser und Gesellschafter Friedrichs II.

Randow, Carl Gustav Graf von – Ober-Hof-Jägermeister und Geheimer Etats-Minister Friedrichs II.

Randow, Marianne Elisabeth Gräfin von – Gattin des Vorgenannten

Schlettwein, (Ojmar) Johann von – ehem. preußischer Major, Dolmetsch des türkischen Agas

Schlichtegroll, Georg – ehemaliger Musketier, Kriegsveteran

Taylor – reisender Augenarzt; Leiboculist des englischen Königs, des Herzogs Karl von Lothringen, des Prinzen und der Prinzessin von Oranien, des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel sowie des Herzogs von Sachsen-Gotha

Untermann – Diener des Grafen von Randow

Voltaire – aufklärerischer Autor, Philosoph; Freund Friedrichs II.

Umschlagbild: Friedrich II. sucht Stoff aus für einen Casaquin. Gemälde von Alphonse Guispard Pesne, dem Enkel Antoine Pesnes.

Der Schmerz ist ein Jahrhundert,
ein Augenblick der Tod.
Jean Baptiste Louis Gresset

Mittwoch, der 1. April 1750

I

»Die Schlächter«, erläuterte der König und fasste sein Opfer fester ins Auge, »morden nicht dem Späße halber, sondern für der Leiber Gemeinwohl – dagegen die Jägers morden bloß aus alleiniger Lust, und das dünkt mich eine rechte Schande zu seindt, Messieurs. Was nun aber folgert mir daraus? N'est ce pas: dass die Jägers in puncto der Moral seindt weit unter den Bouchers einzurangieren!«

Aus dem Kreise der zwölf prunkvoll kostümierten, von Straßenstaub überpuderten Herren tönte Glucksen. An einem runden Eichentisch saßen sie – in einem eiskalten Renaissancesaal unter einem Kandelaber aus zwanzig miteinander verflochtenen Hirschgeweihschaufeln – und waren mit der Verdauung eines sehr scharfen, viel zu fetten und üppigen Mittagsmahles beschäftigt. Friedrich II. von Preußen, den man nach zwei siegreich beendeten Kriegen um Schlesien allseits als »den Großen« apostrophierte, hatte es ihnen gnädigst verabreichen lassen. Während es in den Schlünden gehörig brannte, kümmerte das Feuer im verstopften Kamin glumsend dahin, und jetzt, da die Tafel kurz davor stand, aufgehoben zu werden, beendeten die Kammerlakaien ihre Mühen, es lodernd zu entfachen.

Einige schadenfrohe Blicke trafen den gerade ernannten Ober-Hof-Jägermeister Karl Gustav Graf von Randow, der sich bemühte, zum majestätischen Extempore eine aufgeräumte Miene zu machen. Letztlich war ihm bereits so reiche Gnade zuteil geworden an diesem Vormittag, dass ein wenig Hohn und Spott kaum in Rechnung gestellt zu werden verdienten.

Der König hatte mit seinem Tross auf halbem Wege zwischen Berlin und Potsdam, nur wenige Meilen abseits der Chaussee an einem verwunschenen Waldsee, Station gemacht und das Mittagessen mit von Randows Amtseinsetzung verbunden. Dem treuen Kampfgenossen, der in der Schlacht von Kesselsdorf überragende Standhaftigkeit sowie unvergleichlichen Mut bewiesen, in den

Friedensjahren dagegen durch interessante Ideen für neue, die Wirtschaft Preußens hebende Projekte gegläntzt hatte, war mit dem wenig arbeitsreichen Hofamt auch das Jagdschloss »Zum Grünen Wald« zugefallen.

Der König war jedoch mit seinen Gedanken nicht bei der Sache. Er konnte es kaum mehr erwarten, wieder nach Potsdam zurückzukehren, und hatte für den nächsten Tag – obwohl das Wetter noch keineswegs warm genannt werden konnte – den Umzug aus dem dortigen Stadtschloss ins drei Jahre junge Sommerschlösschen Sans Souci anberaunt.

Die beiden Hofküchenmeister Joyard und Langustier waren verabschiedet worden, nachdem der König höchstselbst den vorbereiteten Speisezettel für die kommende Mittagsmahlzeit aufs Genaueste besehen und einen der vorgeschlagenen Gänge durch seine Lieblingsspeise Knoblauchpolenta ersetzt hatte. Nun warteten die Kammerlakaien darauf, das Abräumen besorgen zu dürfen und sich um das Übriggebliebene zu streiten, doch der König hielt noch einen privaten Nachtisch, eine frugale Überraschung, für seinen schwächtigen, schwarzhaarigen Ober-Hof-Jägermeister parat: Leicht blasphemisch wurde ihm die Naturerscheinung als »Frucht von Christi Leiden« angekündigt, was einige Teilnehmer der unterkühlten Tafelrunde, die das Geschehen verfolgten, mit von Hüstelgeräuschen nur notdürftig überdecktem Kichern quittierten. Zwei Jahre der Pflege hatten verstreichen müssen, um die nach langer Ozeanüberquerung reichlich gebeutelten Exemplare der Passionsfrucht im neuen Potsdamer Orangerhaus zur Blüte und zum Tragen zu animieren, in schönster Gesellschaft von Kirschen, Datteln, Feigen, Pfirsichen, Melonen, Ananas, Orangen, Zitronen, Granatäpfeln und violettschaligen chinesischen Pisang.

Von Randow besah sich die gelb-bräunlich und purpurrot gefleckte, pflaumenförmige und gänseeigroße Frucht auf seinem Teller mit der standesgemäßen Neugier eines ordentlichen Mitglieds der Physikalischen Klasse der Königlichen Akademie der Wissenschaften (zu der auch die Chemie, Botanik, Anatomie und Mineralogie gehörten) und musterte nicht minder aufmerksam ihr wenig ansehnliches, grünlich-gräuliches, von vielen schwarzen Samenkörnern durchsetztes Fleisch, das nach dem Aufschneiden zu Tage trat. Die Samen wirkten wie zu klein geratene

Sonnenblumenkerne und bildeten mit dem gallertartigen Fleisch eine zusammenhängende, sich sauber von der beinahe gewichtslosen, watteartig ausgepolsterten Hülle scheidende Masse, die im Munde einen durchaus angenehmen Geschmack entfaltete. Der einzige Schwachpunkt beim Genuss dieser Frucht schien dem Grafen das laute Knirschen zu sein, das beim Zerbeißen der Kerne bemerkbar wurde, die wahrlich zu groß waren, als dass man sie einfach ungekaut verschlucken mochte.

Sämtliche Herren empfanden die kleine Verschnaufpause nach dem anstrengenden, holperigen Vormittag in den unkomfortablen Kutschen, nach den fünf schwer verdaulichen Gängen und nach der boshaft stacheligen Konversation des Königs als sehr wohltuend. Erleichtert schnatterte jetzt alles durcheinander. Die braunschweigischen Prinzen links vom König tauschten sich angeregt mit dem weiter links sitzenden Prinzen Friedrich Eugen von Württemberg und Bruder des regierenden Herzogs Carl Eugen über Probleme der überseeischen Handelsschifffahrt aus, während sich der architektonische Berater Sr. Königlichen Majestät, der venezianische Patriziersohn Francesco Graf Algarotti, der nicht nur die Vorliebe für Kunst und Architektur, sondern auch das Lebensalter mit dem Monarchen teilte, gegen den Direktor der frisch gegründeten Preußisch-Asiatischen Seehandlung, den Grafen Georg Casimir von Hattstein, in Mutmaßungen erging über die künftige Rentabilität des Brauereiwesens in Preußen.

Von Hattsteins Nachbar auf der linken Seite und wie dieser dem König in etwa vis à vis platziert, war der königliche Leibarzt und Vorleser Julien Offray de La Mettrie, der allenthalben nur »der Maschinenmensch« genannt wurde. Zu diesem Spitznamen trug vor allem seine Abhandlung »L'homme machine« bei, in der er den Menschen als einen in sich geschlossenen, wechselwirkend funktionierenden Organismus aus Seele und Körper darstellte, der seiner Ansicht nach keinerlei metaphysischer Ergänzung durch einen außerhalb befindlichen Gott bedurfte. Der Materialist, von unentwegtem Frohsinn beseelt, neigte bisweilen zu tumultuöser Ausgelassenheit. Nie konnten ihn der Alkohol oder das ausschweifende Essen ermüden, und er schaufelte bei den Mahlzeiten so viel in sich hinein wie das Hebelgestänge einer Wasserkunst oder das Mahlwerk einer Bockwindmühle. La Mettrie

schrieb für gewöhnlich an mehreren seiner meist kurzen Bücher gleichzeitig. Momentan arbeitete er an den Titeln »Der Mensch eine Pflanze«, »Der Mensch ein Tier« und »Die zu Boden gestürzte Maschine – Glaubwürdige Nachricht von dem Leben und sonderbaren Ende des berühmten Arztes de La Mettrie« sowie der merkwürdigen Schrift »Der kleine Mann mit dem großen Stock«.

Zum Verwundern für jeden, der mit den heiklen Beziehungen zwischen den königlichen Dauergästen vertraut war, richtete er das gelehrte Wort an den links neben ihm sitzenden ehrwürdigen Pierre Louis Moreau de Maupertuis, den Präsidenten der Königlichen Akademie der Wissenschaften und Direktor der Physikalischen Klasse derselben, dessen Perücke bis weit über die Schultern wallte. Maupertuis, vor einem Jahrzehnt wegen seiner Lapplandexpedition zur Nachmessung der Erdabplattung weltweit gefeiert, lehnte La Mettries Ansichten im Ganzen ab und konnte vor allem seine Leugnung Gottes nicht akzeptieren. Seit drei Jahren lebte La Mettrie in Potsdam, doch so recht glücklich war der Exilfranzose in Preußen nicht geworden. Die philosophische Tafelrunde des Preußenkönigs hatte sich als eine Akademie ganz besonderer, nicht für jeden Teilnehmer gleichermaßen erfreulicher Art erwiesen.

Der König und Besitzer dieser beiden Gelehrten fand es äußerst ergötzlich, den unaufhörlichen Zermübungskrieg zwischen ihnen zu beobachten.

»Der Grund, warum einen wahren, echten Philosophen nichts verwundert und erschrecken kann,« sagte der Maschinenmensch zu Maupertuis, »liegt darin, dass er weiß, wie eng beim Menschen Wahn und Weisheit, Trieb und Vernunft, Größe und Gemeinheit, Unreife und Urteilskraft, Laster und Tugend beieinander liegen – nämlich so nahe wie Jugendalter und Kindheit oder wie der reine und der unreine Bereich der Fossilien. Den strengen Gerechten vergleicht er mit einer Kutsche, die luxuriös ausgestaffiert, aber schlecht gefedert ist. Der Geck ist in seinen Augen ein Pfau, der seine prächtigen Schwanzfedern bewundert, der Labile und Willensschwache ein Fähnlein im Sturm, der Draufgänger eine Rakete, die losgeht, sobald sie Feuer gefangen hat – oder überkochende Milch – und der enttarnte Aufschneider ein hohles Gefäß, mit dessen Inhalt ein Feuer gelöscht werden soll.«

Noch bevor jedoch Maupertuis eine Bemerkung über die Philosophie Epikurs machen konnte, die er sich bereits zurechtgelegt hatte, geschah etwas, das alle Gespräche ebenso abrupt wie endgültig zerschnitt.

Karl Gustav Graf von Randow, drei Plätze rechts vom König sitzend, stöhnte vernehmlich. Er rollte die Augen, führte den Kopf in drehender Bewegung um eine schwer zu bestimmende zentrale Achse und drohte samt Stuhl nach hinten umzukippen. Bei dem verzweifelten Bemühen, sich festzuhalten, beförderte er mit maulwurfshaften Armbewegungen das ihm erreichbare Tafelgeschirr auf den nicht sehr reinlichen Steinfußboden. Ein abgenagtes Rebhuhnbein landete im Schoße des zu seiner Rechten sitzenden Marquis d'Argens, welcher erschrak und leise fluchend aufsprang.

Mit erwartungsfroher Miene hatte der König von Randows vorsichtige Verkostung der Frucht mitangesehen. Er gedachte sich ebenfalls eine jener grazilen, federleichten Purpurgranadillen zu Gemüte zu führen, die vor ihm in einer kleinen Schale aus geschliffenem Rubinglas lagen, wollte jedoch erst das Urteil des Ober-Hof-Jägermeisters abwarten. Jetzt hielt er im Aufschnupfen einer Prise Spaniol inne, den eine brillantenbesetzte Tabatière von apfelgrünem schlesischem Chrysopras spendete. Sie war ein Geschenk von Randows und zeigte in feinsten Intarsien einen Chinesen und eine Chinesin, die eine Porzellanvase und eine Opiumkapsel präsentierten.

Kaum hatte der Graf von der Frucht gekostet, als sie samt Löffel eklatant von ihm abgefallen und unsanft auf dem von blauen Ranken überzogenen Desserttellerchen des königlichen Reiseporzellans mit dem hübschen Stachelschwein in der Mitte gelandet war. Die gräflichen Gesichtszüge hatten sich auf eine abscheuliche Weise verzerrt und der Graf sich denkbar exaltiert zu produzieren begonnen.

Der König stutzte, da er diese gänzlich überraschende Fruchtwirkung wahrnahm, und führte den Schnupftabak an der Nase vorbei, weshalb die Krümel wie feiner, schwarzer Schnürlregen auf seinen abgeschauerten blauen Uniformrock herabfielen. Er vollführte eine ruckartige Leibesbewegung, die den Tisch erzittern ließ, so dass der Deckel der Heleborusdose mit hellem Klappen zufiel und die Passionsfrüchte in der Rubinglasschale hüpfen. Mit echtem Anteil

in der hellen, fordernden Stimme fragte er den sprachlosen Abbé Bastian neben sich:

»Pour l'amour de Dieu! Was geschieht Ihnen denn? Hat Er eine faule erwischt?«

Der links neben dem rudernden und zappelnden Grafen sitzende Capitain von Diercke klopfte dem Gepeinigten entschlossen auf den Rücken und bemühte sich, den Grund für seine Verkrümmungen mit Worten aus ihm herauszulocken.

Graf von Randow jedoch sah sich zu keiner verständlichen Lautäußerung in der Lage. Er wusste absolut nicht, wie ihm geschah; in seinem Schlund schwelte ein Feuer, seine Stimme versagte, das Herz begann zu rasen, Schwindel stellte sich ein. Tisch, Teller, Decke und Boden schienen ineinander verschwimmen zu wollen. Als einziger von den Umsitzenden die Brisanz der Situation erfassend, sprang jetzt La Mettrie von seinem Sitz und beförderte den sich heftig windenden Ober-Hof-Jägermeister mit Hilfe zweier stützender Pagen hinaus an die frische Luft. Am Ufer des nahen Waldsees konnte der neue Hausherr des Jagdschlösschens dann, ohne dass sich die zurückbleibende Gesellschaft durch den wenig erfreulichen Anblick stören lassen musste, von dem Anlass seines Unwohlseins befreit werden. La Mettrie, der Arzt und erfahrene Teilnehmer der königlichen Tafelrunden, führte zu solchem Zweck stets etwas gutes Senfpulver mit sich.

Interessiert verfolgte der Regent kurze Zeit später, wie sein »L'homme machine« den leichenblassen Grafen von der Stätte seiner zwangsweisen Entleerung wieder in den Saal geleitete. Mehr durch Gesten als durch Worte bat Graf von Randow um Absolution für einen sofortigen Rückzug, denn er war bestrebt, einem dringlichen La Mettrieschen Ratschlag folgend, sich umgehend in seinen neuen Privatgemächern im ersten Obergeschoss des festungsartigen Gemäuers niederzulegen und ausgiebigst zu rekreieren. Se. Königliche Majestät entschuldigten ihn mit dem gnädigen Ratschlag, sich inskünftig an den Geschmack exotischer Früchte besser zu gewöhnen.

Während ein aufgeregtes Gemurmel anhub und man sich halb erschreckt, halb amüsiert über das Faktum der gräflichen Unpässlichkeit austauschte, versank der König in eisernes Schweigen und setzte sein verschlossenes Gesicht auf. Kurz hatte er mit dem

Gedanken gespielt, den »übelgewordenen« Grafen durch den Kakao zu ziehen, die Absicht aber dann fallen gelassen – ebenso den Vorsatz, selbst eine Kostprobe von den Früchten zu nehmen. Er rief seine über alles geliebten Hunde sowie die geschätzten Hofküchenmeister zu sich, während sein Blick von der saucenverschmierten Stelle des Tafellakens, wo mehrere den Windspielen zuge dachte Bratenstücke lagen, auf den Passionszyklus des jüngeren Cranach schwenkte.

Die fein gemalten Bilder könnten vielleicht im neuen Berliner Dom, dessen Einweihung auf den 15. Sonntag nach Trinitatis anberaumt war (und in dem der König im Januar bereits die Gebeine seiner Vorväter hatte einlagern lassen), seinen Platz finden. Das düstere Werk hatte dem heutigen Mahl etwas Vorgestriges verliehen, dachte der Monarch. Ostern war schließlich gerade glücklich herumgebracht. Was brauchte er Wiedergeburt oder Nachleben? Im Hier und Jetzt galt es zu bestehen und zu glänzen. Bald wären alle im Orkus versunken, die in vermeintlicher Sicherheit in diesem Raum saßen und die Früchte ihres Lebens genossen, beziehungsweise wieder von sich gaben, will sagen: vomierten.

Der König sah zum Akademiepräsidenten Maupertuis hinüber, der zwar Oberhaupt einer völlig religionsfeindlichen Institution war, aber heimlich zum Christengott betete, wie der Marquis d'Argens einmal hatte beobachten können. Und der Marquis seinerseits? Der immer ruhige, höfliche, vornehme, geistreiche, aber zudem ein wenig seltsame Mensch mit seiner blonden Allonge hatte sich neuerdings ganz der Kabbala ergeben und wurde von kruder Zahlenmystik und Orakelsprecherei gebeutelt. Wer konnte ahnen, was er in dem Rebhuhnknöchelchen gelesen hatte, das so unverhofft in seinen Schoß gepurzelt war? Er selbst ließe niemals Christus, Fortuna und erst recht kein billiges Orakel über sein Schicksal bestimmen, weder die Alchemisten noch die Wunderdoktoren, denen sein Geheimer Kammerier Fredersdorf so zugetan war. In Schlesien hatten Se. Königliche Majestät das Glück selbst beim Schopf gepackt und würden es nicht wieder loslassen.

Enerviert drehte der König die silbernen, mit vielen Steinen besetzten Ringe über seine knackenden Fingergelenke: Chrysopras auch hier, steirischer Granat, böhmischer Heliotrop oder Blutjaspis,

Türkis, Moosachat, Karneol, Glasopal, Mondstein, Saphir, Rubin, Turmalin, Onyx und Diamant.

Emile Joyard und Honoré Langustier betraten den Speisesaal mit gemischten Gefühlen. Gleichzeitig mit ihnen sprangen die Hunde kläffend herein, den Ersten Hofküchenmeister fast umwerfend, während der Zweite darüber fluchte und wütend »Couchez!« zischte.

»Seien Sie doch nicht so ungestüm, Alkyone!«, schalt höflicher und mit vorgeschriebener Anrede einer der Kammerlakaien das erste der Tiere; »Alcmene, bellen und tollern Sie doch nicht so!«, rügte er das nachfolgende. Das dritte konnte er gar nicht mehr anrufen, so schnell war es in den Raum geschossen. Des Königs geliebte Biche fiel sofort über die Bratenstücke her und riss im Zuschnappen einen Fetzen des Tischtuches ab, worüber der König entzückt auflachte.

Joyard konnte sich den Vorfall mit den Früchten, von dem ihm der Kammerlakai Igel, der Sohn des Mundbäckers gleichen Namens, bereits kopfschüttelnd berichtet hatte, nicht erklären. Er musste, wollte er nicht lügen und sich grundlos selbst belasten, auf seinen Kollegen Langustier als den hierfür Hauptverantwortlichen verweisen. Es war kein Geheimnis, dass die Passionsgewächse auf dem gemeinschaftlichen Mist des Hofküchengärtners Sello und des Zweiten Hofküchenmeisters gediehen. Das herbe, säuerliche, rundweg erfrischende Aroma der Granadillen gab den Langustierschen Sorbets, Bowlen und Säften unbestreitbar eine gänzlich einzigartige Note, und schon allein aus diesem Grunde hütete er sie wie seine Augäpfel.

Der Zweite Hofküchenmeister schnaufte tief, denn die Hektik des Wiederankleidens hatte ihn echauffiert. Rasch war der tressenbesetzte Rock wieder aus dem Reisekasten geholt und übergestülpt worden, denn ohne dieses Kleidungsstück durften es sich die Küchenmeister nicht erlauben, an der Tafel zu erscheinen.

Das königliche Verhör verlief glimpflicher als gedacht. Der Regent war zwar ernst, doch keineswegs ungnädig. Er fragte immerhin mit einiger Schärfe, wer die incommodierenden Prunes de passion vorbereitet und kontrolliert habe, wobei er den Greifenblick unerbittlich auf dem Zweiten Küchenchef ruhen ließ. Langustier nahm alles auf sich und bat, die Früchte genau untersuchen zu lassen. Er sei sicher, dass sich alles aufklären würde, und er könne sich nicht denken, dass etwas mit dem Obst nicht gestimmt habe.

»Glauben Sie, Langustier, einer der Serviteurs könne die Früchte immangeable oder ungenießbar gemacht haben?«

»Ich bitte vielmals um Vergebung, Sire, doch ich habe die Früchte nicht unbeobachtet gelassen, so dass es, wenn – nur unter den Augen Eurer Majestät geschehen sein kann. Dies allerdings wäre ein rechtes Wagnis, wo selbigen doch schwerlich irgendetwas entgeht.«

Joyard und Langustier wurden gutwillig verabschiedet und konnten wieder in die Küche stürzen, um beim eiligen Zusammenpacken des schlecht gespülten Geschirrs die allerschlimmsten Katastrophen zu verhindern.

Rasch wies der König den Kammerlakai Igel an, die Schale mit den Früchten unter strengsten Verschluss zu nehmen, damit nicht noch mehr Unheil geschähe.

Schon wenig später rappelten die königlichen Kutschen weiter gen Potsdam.

II

Langustier entfernte sich, noch bevor der königliche Tross das Jagdschloss verließ. Seit Monaten waren ihm die königlichen Banketts und Soupers ein Klotz am Bein, denn sie fesselten ihn rund um die Uhr an die Schlossherde von Berlin, Charlottenburg und Potsdam sowie an die klobigen königlichen Prunktafeln. Nach dem Kochen mussten die beiden Maitres mittags und abends stundenlang im Speisesaal des Königs herumstehen, um mit guter Miene dem nicht immer gnädigen Verzehr der Kompositionen ihrer ins Titanische angewachsenen Truppe von Köchen, Bratenmeistern und Bäckern beizuwohnen, die Bedienung zu überwachen und durchgehend freundlich zu bleiben. Langustier fluchte im Gedanken an diese leidige Pflicht, die jedem nichts ahnenden Außenstehenden so ehrenvoll schien und doch so peinigend war. Dabei die Ohren zu verschließen war ganz und gar unmöglich. So hieß es gute Miene zum üblen Spiel machen, wenn zum Beispiel Se. Durchlaucht der Prinz Ferdinand von Braunschweig seiner brüderlichen Durchlaucht, dem Prinzen August von Braunschweig, die neueste Anekdote, Intrige oder Zote herbetete. Nach einer Stunde des ungewollten Zuhörens bei jederart von gelehrtem oder törichtem Geschwätz stand jedem vernunftbegabten Wesen der Sinn nach einem an die Schläfe gesetzten und sich daselbst entladenden Pistol. Leider dehnten sich die Mahlzeiten – zumal winters – immer über Gebühr; das längste Souper, beim Geburtstag des schwächlichen, schafgesichtigen Prinzen Heinrich, hatte sich einmal vier blutleere Stunden hingezogen ...

Jetzt also, fand Langustier, indem er kräftiger ausschritt und seinen gewichtigen Leib zu graziöser Eile antrieb, war es dringend geboten, ein paar Stunden müßig durchzuatmen und dem beginnenden Frühling entgegenzustreben. Zu verabreiteter Stunde sollte ihn am Ufer der Havel gegenüber von Gatow ein Boot erwarten.

Er atmete die würzige Luft ein und blieb stehen. Das hinter ihm nahende Rasseln und Poltern war dem riesigen Ungetüm der königlichen Kutsche zuzuschreiben, welches sich auf dem so genannten »Hüttenweg« näherte. Wurmb, der Kutscher des Königs und Oberaufseher über den Fuhrpark – ein wie aus Trockenfleisch geschnitzt wirkender Mann –, prüfte die nach einem Radbruch nur provisorisch korrigierte unförmige Staatskarosse auf ihre Fahrtüchtigkeit. Nachdem er laut »Ho-ho-ho« gerufen und die achtspännige Maschinerie aus Pferden, Holz und Leder zum Stehen gebracht hatte, fragte er von seinem Bock herab den einsamen Wanderer verschmitzt, ob er vielleicht gütigst die Gnade hätte, ein wenig Ballast zu spielen?

Der Zweite Hofküchenmeister zog seine Taschenuhr aus dem Rock, ließ die dicke, grün lackierte und schildpattverzierte Zwiebel aufspringen und nickte lachend. Sein Fußweg zu den Fluten der Havel würde sich damit unverhofft um gut zwei Drittel verkürzen.

Der beräderte Prunkkasten Se. Königlichen Majestät hing in starken Riemen, so dass ihm selbst ein enormes zusätzliches Gewicht keinen wesentlichen Eindruck zu machen vermochte. Das außen blau lackierte, innen mit gelbem Plüsch ausgeschlagene Gefährt war behaglich eingerichtet, weshalb Langustier den roten Samtvorhang vor dem kleinen Bullauge an der Seite in seine Ausgangsposition zurückschwingen ließ. Er verfiel in ein kurzes, wohltuendes Nickerchen.

Leider stoppte Wurmb viel zu bald schon wieder und hieß Langustier aussteigen, was dieser gemächlich bewerkstelligte und den eilends wendenden Kutscher höfisch grüßte. Dieser jedoch hatte keinen Blick mehr für ihn, denn die Zeit drängte zu sehr. Zwar bewältigte der königliche Tross die vergleichsweise kurze Strecke zwischen Berlin und Potsdam spielend mit elf Achtspännern – doch die zehn Postpferde, 78 Vorspann- und sechs Reitpferde sowie ein arabisches Dromedar (welches immer und überall des Königs Schnupftabakdosen in zwei aufgebundenen Schatzkisten hinterhertrug) wollten in Reih und Glied gebracht, gerissene Zugschnüre noch flugs ersetzt, diese oder jene Bremse neu justiert, die eine oder andere Radachse nachgeschmiert werden.

Zum Havelstrand war es für Langustier jetzt nicht mehr weit. Er fühlte, wie ihn die laue Luft und die mildtätige Sonne auf der Stelle

erquickten. Der blassrosa Moiré seines neuen Habits spannte sich und irisierte in den wärmenden Strahlen. Mit dieser Garderobe konnte man selbst bei den höchsten Anlässen trefflich paradieren, ohne dass sie bei einfacheren Gelegenheiten zu viel aufgesetzten Pomp verbreitete. Sowohl der kragenlose Rock als auch die lange, ärmellose Weste waren mit Posamenterieknöpfen geschmückt und bestanden aus dem gleichen Material wie die Kniehose. Von Monsieur Braquemart, dem Besitzer der neuen Berliner Seidenfabrik, war ihm das Verfahren zur Moiréerzeugung genauestens erläutert worden, aber er hatte es vergessen, wusste bloß noch, dass irgendwelche Stofflagen übereinandergespreßt werden mussten, damit dieser herrliche Flimmereffekt zustande kam.

Es dauerte eine ganze Weile, bis das Rufen seiner Tochter Marie und der beiden Enkelkinder Honoré und Heloise an sein Ohr drang. Von Weitem schon hatten sie ihn erspäht und ihre Lungen bemüht, um ihm die leicht abweichende Richtung anzuzeigen, in die er sich zu wenden hatte, wollte er zu dem kleinen Kahn gelangen, der seiner im dürren Uferschilf harrte. Marie bemerkte die Spuren der dauerhaften Anstrengung, die im Kontrast zu seiner heute überaus wohldrapierten Gestalt besonders hervorstachen. Er hatte sich im zurückliegenden Jahrzehnt seiner aufopferungsvollen Arbeit ziemlich verausgabt – hatte als mitreisender Chefcuisinier subordinaire de champ de bataille von 1741 bis 1745 alle wichtigen Kriegsstationen im königlichen Gefolge zugebracht. Bei der Schlacht von Mollwitz war er köchelnd zugegen gewesen, beim Vertragsschluss zu Klein-Schnellendorf, beim Sieg von Chotusitz und dem Zurückweichen vor Marschowitz ebenso wie bei den Treffen von Hohenfriedberg und Soor – und selbstredend bei der Erstürmung von Kesselsdorf. Er hatte sich gut gehalten dabei, war sogar um einiges umfänglicher geworden, etwas ruhiger, aber geistig rege wie eh und je. Die zurückliegenden fünf Friedensjahre hatten ihm zweifellos härter zugesetzt als die Jahre der Feldküche. Das ständige ausschweifende Feiern des dauerhaften preußischen Sieges über Maria Theresia, die wahrheitsgetreu, wenngleich boshaft so genannte »Königin von Ungarn«, wurde für Köche und Bekochte langsam aber sicher zur Tortur.

Kaum war der mitgeführte Proviantbeutel abgesetzt, fielen sich Vater und Tochter fröhlich in die Arme, während die Enkel aufgeregt um den Großvater herumsprangen und an seinen Rockschoßen zogen, bis er sie mit gespielmtem Zorn in ihre Schranken verwies und sofort lachend einfieng und neckte.

Langustier begrüßte zuletzt den Grafen von Beeren, seinen Schwiegersohn. Marie hatte den Richtigen gefunden, da gab es für den Vater nach zehn Jahren des Prüfens keinen Zweifel mehr. Adrian von Beerens drahtige Erscheinung signalisierte den Gutsherrn und den Militär, sein kluger, wacher Blick dagegen das Akademiemitglied und den Freimaurer. Die Familie verlebte den Winter in ihrer Wohnung in der Berliner Rossstraße, wo Marie nach wie vor das vormals Stolzenhagensche Delikatesskontor besaß, aber freilich längst nicht mehr hinter dem Tresen stand. Eine Gräfin von Beeren hatte selbstredend andere gesellschaftliche und familiäre Verpflichtungen. Den Sommer verlebten von Beerens meistens auf ihrem vor Potsdam gelegenen Landgut.

Unter munteren Scherzen enterte man die Nusschale, die bei Langustiers Einsteigen bedenklich schaukelte und sofort eminenten Tiefgang bekam, was die Enkel mit quietschender Freude bemerkten. Mit guter Strömung und hilfreichem Segel ging es flussabwärts auf ein Eiland namens Pfauwerder zu, welches im Volksmund nur die »Kanincheninsel« genannt wurde, wo man auch alsbald anlandete.

Diese Insel, deren volkstümliche Benennung des Zweiten Hofküchenmeisters gehörige Neugier erweckte – zählten doch Kaninchen auf Lanquedocer Art zu seinen weithin gerühmten Spezialitäten und hatten ihm vor zehn Jahren die königliche Aufmerksamkeit zugezogen –, lag in einer seenartigen Verbreiterung der Havel, maß etwa 2000 Schritte in der Länge und 500 in der Breite und trug einen wunderschönen Eichenwald. Ein überwucherter Rundweg am Ufer bot die ergötzlichsten Ausblicke nach Potsdam und Spandau. Selbst die Kaninchen, verwilderte Nachkommen der letzten Überlebenden einer kurfürstlichen Zucht, ließen sich so zahlreich blicken, dass die Belustigung der Spaziergänger, insbesondere der beiden jüngsten, die erfolglos haschend hinter den Tierchen herliefen, nicht abbriss. Aber auch für historische Belehrung war gesorgt: Von Beeren verwies auf eine öde Stelle nahe am Spandauer Ufer, an der zu Zeiten des Großen

Kurfürsten der berühmte Chemiker Johann Kunckel eine Kristallglashütte nebst Geheimlaboratorium betrieben hatte. Wie ein Gefangener hatte Kunckel mit Familie und Gehilfen zehn Jahre lang auf der Insel laboriert, sein eigenes Brot gebacken, Bier gebraut und nebenbei Glaskorallen geblasen, das Opal- und Rubinglas erfunden sowie den Phosphor erstmals analytisch dargestellt. Langustier konnte sich die gespenstische Szene gut vorstellen, da hier einst Wasser und Wald ringsum in Totenschwärze gelegen hatten und nur aus dem Schlot des Insellabors rote Funkenwirbel gen Himmel gefahren waren. Als der Große Kurfürst 1666 gestorben war, hatte der Berliner Mob die Kanincheninsel gestürmt und Kunckels Labor als das eines vermeintlichen Zauberers in Brand gesteckt. Etliche schwärzliche Mauern zeugten davon – glasierte Kieselsteine und vielfarbige Eisenschlacken als Reste von Glasbläserexperimenten.

Beim Anblick der zerfallenen kleinen Küche auf der Kanincheninsel fiel Langustier seine tägliche Quälerei mit dem selten sonderlich gourmandisen Geschmack des Königs wieder ein. Heute hatten Se. Königliche, notorisch beim Essen die Finger den Gabeln vorziehende und alles munter aufs Tischtuch verteilende Majestät wieder ein Bild des Ungeschmacks abgegeben: In die flammend gewürzte Bouillon waren zusätzlich je ein Teelöffel geriebene Muskatnuss und Ingwerwurzel hineinpraktiziert worden. Ob der Herrscher wohl wusste, dass Muskatnuss in diesen Mengen giftig, ja sogar todbringend sein konnte? Angeblich konsumierte er derlei Quanten schon seit jeher. Nur so hätte er, nach eigenem Bekunden, die Biersuppen und faden Kohlgerichte hinuntergebracht, die ihm sein Vater eingetrichtert.

Es war dies Reden vom schlechten Kindheitsessen aber ein infames Märchen, bloß tradiert, um den »Soldatenkönig« als groben Klotz und Knauser hinzustellen. Langustier hatte inzwischen bei den alten, im Dienst übernommenen Köchen nachgefragt – bei dem Mundkoch Luther, dem Reisekoch Müller und dem Bratenmeister Matthes etwa – und zweifelsfrei in Erfahrung gebracht, dass es selbst zu Zeiten Friedrich Wilhelms I. niemals schmale Kost gegeben hatte. Weder Lachs, Austern, Krebse, Wild, Hammel, Lamm, Kalb, Haselhuhn, Fasan, Waldschnecke, Schnecken noch Spargel, Rapunzelsalat oder Trüffeln waren zu vermissen gewesen.

Aber der Vater, stets sehr auf Ökonomie bedacht, hätte wohl den Kopf geschüttelt angesichts der jetzigen Küchenbelegschaft: In Berlin und Potsdam standen an die 30 Köche in Lohn und Brot! Zwei Küchenschreiber und 50 Küchenjungen kamen hinzu, ein Pastetenbäcker, zwei Mundbäcker, drei Konditoren, ein Kellermeister, ein Kellerschreiber, der Mundschenk, der Kellerknecht und fünf Küfer.

Da die Sonne so einladend schien, setzten sich die Ausflügler ins trockene, warme Vorjahresgras, ließen sich die Rebhühner von der Tafel des Königs schmecken und aßen Portugieser Kuchen hintennach.

Es dunkelte bereits, als sie ihr geliehenes Boot beim Potsdamer Fährmann Groth zurückgaben. Die Enkelkinder sanken in die bequemen Polster der Beerenschen Familienkutsche und entschlummerten sofort, in dicke Decken gewickelt, während der Schwiegersohn seine Frau und seinen Schwiegervater eigenhändig vor das Stadtschloss kutscherte. Mit Tränen in den Augen verabschiedeten sich Langustier und seine Tochter voneinander; sie sahen sich leider viel zu selten. Die wenigen Male, die er unterm Jahr in ihrer Berliner Delikatessenhandlung vorbeischaute, konnte man zählen. Und in den zehn zurückliegenden Jahren, seit Marie zur Gräfin geworden und auf Großbeeren eingezogen war, hatte Langustier nicht so oft, wie er gewollt hätte, den Weg hinaus zum Beerenschen Gut gefunden, woran freilich auch die verfluchten Kriege ihren Teil Schuld trugen. Langustier schüttelte, als er der Kutsche nachblickte, die eigene Gefühlsduselei von sich ab und tänzelte über die Kopfsteine des Alten Markts dem grünen Fortunaportal des kasernenartigen Schlossareals entgegen, behutsam mit seinem Leibkegel die Menge der vornehm gekleideten Passanten teilend, die dem königlichen Hoftheater im linken Eckbau zustrebten, wo heute das erste Intermezzo des Jahres aufgeführt würde, eine dieser kleinen, hirnos-süßlichen italienischen Kammeropern, die der König über alles liebte. Die Vorstellung war zugleich als halb offizielle Einweihung des nach acht Jahren Umbauphase gut in Schuss gebrachten Schlosses zu betrachten, das nun vor allem durch eine grelle Farbigekeit bestach: rot gestrichenes Mauerwerk, gelber Verputz, blau lackiertes Kupferdach mit goldenen Lambrequinmotiven. Die Wachen vernahmen das undeutliche